



Geschlossene Stadt zum Leben erweckt

Aus einer Art geschlossenen Stadt ist mitten in Basel innert weniger Jahre ein buntes und pulsierendes Quartierzentrum geworden. Das Vorgehen war simpel: Nach der Hausvatermethode wurde stehen gelassen, was noch brauchbar war. Die Umgestaltung des Gundeldinger Felds sollte Vorbild für die Umnutzung zahlreicher weiterer Industriebrachen sein.

BENEDIKT LODERER

Heutigen Besuchern eröffnet sich im Gundeldinger Feld eine Art Stadt in der Stadt. In unmittelbarer Nähe des Bahnhofs besteht ein bunter und lebendiger Mix unterschiedlichster Angebote und Nutzer. Neben trendigen Restaurants befinden sich zahlreiche Künstlerateliers, Büros und Werkstätten auf dem Gelände.

Mehrere pädagogische Einrichtungen, darunter ein Kindergarten und ein Familienzentrum, verleihen dem ehemaligen Fabrikareal eine besondere Vitalität. Zwischen alten Backsteinwänden, geschwungenen Fenstern und massiven Eisenpfählen wuchern überall Grünpflanzen in die Höhe. Und schon bald sollte neben der Herberge und der Kletterhalle auch noch

hauseigenes Bier produziert werden, «brewed in Gundeldingen».

Vor nur zehn Jahren wäre diese Vielfalt noch undenkbar gewesen. Damals war die damalige Maschinenfabrik Sulzer-Burckhardt noch eine Art geschlossene Stadt. Als 1999 die Produktion nach Winterthur verlegt wurde, eröffneten sich für das Areal aber plötzlich neue Perspektiven. Doch was tun mit einer Maschinenfabrik, einem Konglomerat von verschiedenen Hallen, Werkstätten, Lagerräumen, Höfen und Bürobauten?

Bausubstanz ist keine Belastung

Die Antwort war schnell gefunden: Man operiert mit der Hausvatermethode, wie

sie üblich war, solange das Material teurer als die Arbeit war. Stehen lassen, was noch brauchbar ist, heisst der Grundsatz. Die vorhandene Bausubstanz ist ein Kapital, keine Belastung. Ein Kapital in zweifacher Hinsicht: als gebauter Raum und als Beitrag zur Identität des Quartiers. Ein Abbruch hätte das «Gundeli» gesichtsloser gemacht.

Überspitzt gesagt war die Bausubstanz schon das architektonische Projekt. Da das Geld knapp war, mussten sich die Architekten mit Erfindergeist am Vorhandenen orientieren. Das illustriert die heutige Herberge für Rucksackreisende. Die Fabrik hatte in diesem Gebäude bereits ihre Personalgarderoben, was zu einer



Christian Flierl (3)

Die ehemalige Maschinenfabrik ist zu einem bunten Quartierzentrum geworden. Zahlreiche Ateliers, Werkstätten, Büros, Restaurants sowie eine Kletterhalle sind Teil des lebendigen Mix.

Konzentration von Sanitäreinrichtungen führte. Es war nichts als logisch, diese nun für ein «Backpacker's» zu nützen. Der gleiche Grundgedanke kam auch in der grossen Industriehalle zum Tragen. Hätte man dort verschiedene Etagen eingebaut, wäre der grosse charakteristische Raum zerstückelt worden. Der innenliegende Klettergarten war die Lösung.

Menschen wichtiger als Bau

Das Quartierzentrum lebt aber nicht nur von einer qualitätvollen Architektur, sondern vor allem von den Benutzern. Die Mischung der 65 Mieter entscheidet über den Erfolg des Projektes. Hier wurde Stadtplanung mit den Nutzungen gemacht,

der Inhalt war wichtiger als die Hülle. Das ist die grosse Lehre dieses Projektes, die weder Stadtplaner noch Politiker ernsthaft begreifen wollen. Von allen Umnutzungen von Industriebrachen in der Schweiz, vom Steinfels-Areal in Zürich West über Megalou in Winterthur bis zum Trafo in Baden, ist das Gundeldinger Feld das sozial erfolgreichste Projekt, architektonisch aber das bescheidenste. Wäre die Fabrik nicht schon da gewesen, man hätte sie erfinden müssen. Das Konglomerat war die Voraussetzung des Gelingens.

Im Umkehrschluss heisst das: Ein heutiges, städtisches Quartierzentrum kann gar kein Neubau sein, soll es erfolgreich werden. Die verschachtelten Raumfolgen der Maschinenfabrik sind ein Teil, ja Voraussetzung des sozialen Unternehmens. Just diese Erkenntnis sollte der Antrieb sein, eine Neunutzung der unzähligen Industriebrachen, die über die ganze Schweiz verteilt sind, in Angriff zu nehmen.

Nachhaltigkeit als Grundprinzip

Dass im Gundeldinger Feld der ganze Umbau so nachhaltig wie möglich sein sollte, war zudem selbstverständlich. Wer wieder verwendet, was brauchbar ist, leistet allein damit einen umweltschonenden Beitrag. Dazu gehört auch die Wiederverwendung von Bauteilen aus Abbruchobjekten.

Alles Weitere sind jene kleinen Schritte, die zusammen den langen Weg zur 2000-Watt-Gesellschaft ausmachen: die riesige Solaranlage auf dem Dach des Pro Natura-Zentralsekretariats, die intelligenten Wasserhähne, die sparenden Lampen, die wirkungsvollen Isolationen. Heute braucht das Areal 35 Prozent weniger Heizenergie als zu Fabrikzeiten. Oft allerdings muss man zweimal hinsehen, um die Anstrengungen in Richtung Nachhaltigkeit zu bemerken. Die Hausvatermethode wirkt selbstverständlich und fällt nicht auf. Die Besucher staunen und sagen: Die haben ja gar nichts gemacht. Das ist das grösste aller möglichen Komplimente an die Architekten.

Benedikt Loderer ist Redaktor des Magazins Hochparterre.

